

Lasst uns leben!

Bedeutet die Selbstverbrennung eines verzweifelten Studenten in Iran ein Menetekel?

Von Amir Hassan Cheheltan, Teheran

Im August 1968 besetzte die sowjetische Armee die Tschechoslowakei und setzte damit den Schlusspunkt hinter die Freiheitsbestrebungen der Regierung Dubček in Prag. Das bewegte dort einige Studenten zu dem Schwur, sich aus Protest gegen den Einmarsch zu verbrennen, und das nacheinander. Jan Palach, zwanzigjährig, machte den Anfang. Am 16. Januar 1969 setzte er sich auf dem Prager Wenzelsplatz in Brand und erlag drei Tage später im Krankenhaus seinen Verletzungen. Der Trauerzug, der größte, den Prags Straßen je gesehen hatten, wurde zu einem eindrucksvollen Protestmarsch gegen die Besatzung.

Zwischen dem 15. und 21. Januar 1989 läuteten dann Großdemonstrationen zum Gedenken an Palachs zwanzigsten Todestag das Ende des Kommunismus in der Tschechoslowakei ein. Für viele galt die Tat des Studenten als ein Schlüsselereignis in der Reihe von Vorkommnissen, die letztlich zum Fall des Eisernen Vorhangs in Europa führten.

Zwischen Prag und der iranischen Stadt Ahwaz in der Ölförderprovinz Khusestan liegen viele Kilometer. Und die Ideale der jungen Generation haben sich seit 1968 und 1989 verändert, ihre Ziele sind bescheidener geworden. Während Jan Palach in Prag sich wegen des Übergriffs fremder Truppen auf seine Heimat verbrannt hatte, tat Ahmad Baldi – auch er Student und mit 21 in Jan Palachs Alter – dasselbe in Ahwaz aus Protest gegen Übergriffe von Beamten auf den Lebensmittelliosk, der das Überleben seiner achtköpfigen Familie seit Jahren garantiert hatte. Ja, die Ziele sind bescheidener geworden, ihr Kern aber birgt eine unveränderte Forderung: Lasst uns leben!

Noch mehr Ähnlichkeiten gibt es zwischen Ahmad Baldis Suizid und dem des tunesischen Gemüsehändlers Mohamed Bouazizi, an den viele Menschen in Iran denken, wenn sich jemand aus Protest selbst verbrennt. Auch Ahmad Baldi hat sich aus Protest gegen die Beschlagnahme seiner Waren – de facto ein Betriebsverbot – und die Demütigung durch einen der Vollzugsbeamten vor dem Rathaus selbst angezündet. Hier endet indes die Ähnlichkeit beider Fälle. Denn Bouazizis Verzweiflungstat setzte in Tunis 2011 eine Revolution in Gang und brachte so die damals seit 23 Jahren amtierende Regierung von Präsident Zine el-Abidine Ben Ali zu Fall.

Die Geschichte von Ahmad Baldis Tod beginnt am späten Nachmittag des 3. Novembers 2025, als Kommunalbeamte den Lebensmittelliosk seiner Familie in einem Park der Stadt leer räumen. Als Ahmad dort eintrifft, versucht er vergeblich, die Aktion zu unterbinden. Laut Presseberichten und nach Aussage seines Vaters betritt der Sohn den Kiosk durch die hintere Tür und sagt, als die Beamten die Stromversorgung kappen: „Aus Protest gegen Ihr Vorgehen werde ich mich selbst verbrennen!“ Die Beamten verhöhnen ihn: „Tu dir keinen Zwang an. Lass sehen, wie du brennst.“ Einer legt voller Spott nach: „Willst du Streichhölzer oder ein Feuerzeug?“ Neun Tage nachdem er sich vor dem Rathaus von Ahwaz angezündet hat, stirbt er an seinen Verbrennungen.

Ein Freund Ahmads schilderte Journalisten später: „Ich kam dort an und sah seinen verbrannten Körper nackt am Straßenrand liegen. Seine Kleider waren im Feuer verbrannt, und als die Beamten ihn in ihren Lieferwagen packen wollten, traf der Krankenwagen ein.“ Ein weiterer Augenzeuge berichtete: „Als der junge Mann sich angezündet hatte, wollten Leute die Flammen löschen und ihm helfen, aber die Beamten haben niemanden in seine Nähe gelassen. ‚Fassen Sie ihn nicht an‘, haben die Leute gefordert, ‚warten Sie auf den Notarzt!‘, aber das hat die Beamten nicht interessiert, sie haben Ahmad weggeschleppt und wollten ihn in ihren Lieferwagen verfrachten.“

Zur Besänftigung der aufgebrachtten Bevölkerung verkündete der Staatsanwalt von Ahwaz Tage später, man habe den Bürgermeister festgenommen. Doch die Stadtverwaltung veröffentlichte umgehend ein Video, das den Bürgermeister am Rande einer Versammlung zeigte, was die Aussage des Staatsanwalts dementierte.

In Iran ist Ahmad Baldi nicht der einzige, der sich aus Protest selbst verbrannt hat. In den vergangenen zwei Jahrzehnten gab es mehrere solcher Fälle. Sahar Khodayaris Selbstverbrennung

im Sommer 2019 zählt zu den bekanntesten: Sie fand in Iran und international derart großen Widerhall, dass die Regierung gezwungen war, betreffs der ursprünglichen Forderung der jungen Frau einzulenken.

Sahar Khodayari, in Irans sozialen Medien bald als das „Blaue Mädchen“ bekannt, war eine glühende Anhängerin der iranischen Fußballmannschaft Esteghlal Teheran. 2019 war es Frauen aber noch verboten, Stadien als Zuschauerinnen zu betreten. Deshalb traf Sahar Khodayari eine Entscheidung, die sie zwar das Leben gekostet, für die Allgemeinheit aber einen nicht zu unterschätzenden Erfolg erzielt hat. Im März 2019 versuchte sie, als Mann verkleidet, ins Stadion zu gelangen, als das Spiel ihrer Lieblingsmannschaft gegen ein Team der Vereinigten Arabischen Emirate anstand. Die Ordnungskräfte durchsuchten ihre Verkleidung und verhafteten Sahar. Zwei Tage später kam sie auf Kaution frei. Als sie bei Gericht erschien, um ihr Mobiltelefon abzuholen, das man zum Kopieren ihrer Daten einbehalten hatte, erfuhr sie, dass die ihr drohende Haftstrafe wegen des Versuchs, sich unerlaubt Zutritt zum Stadion zu verschaffen, sechs Monate bis zu zwei Jahre betragen konnte. Nachdem sie das gehört hatte, zündete Sahar sich vor dem Teheraner Revolutionsgericht selbst an.

Der Presse wurde untersagt, das „Blaue Mädchen“ im Krankenhaus zu besuchen. Sahar hatte sich neunzigprozentige Verbrennungen zugezogen, denen sie nach einigen Tagen schließlich erlag. Neben vielen national und international bekannten Größen aus der Sportwelt reagierten internationale Organisationen auf Sahars Selbstverbrennung, sodass sich die Regierung der Islamischen Republik Wochen nach dem Tod des „Blaunen Mädchens“ gezwungen sah, das Verbot von Zuschauerinnen in Sportstadien aufzuheben.

Nach Ansicht von Experten haben die Probleme in Iran heute ein Ausmaß erreicht, das optimistische Aussichten für Politik und Wirtschaft in den nächsten zwei Dekaden schwer vorstellbar macht. Iran steckt tief in der Misere, unter anderem wegen sich verschlechternder Umweltbedingungen, Sanktionen, anhaltenden Autoritarismus, wirtschaftlicher Rückständigkeit und der unbedeutenden Rolle, die das Land im Welthandel spielt. Das ist eine Misere, aus der das Land nicht ohne Mühen herauskommen wird; Iran ist eine „Gesellschaft ungelöster Probleme“. Dem Land stehen harte Jahrzehnte der Unsicherheit und unerfreuliche Ereignisse bevor. Im herrschenden System werden Macht und Geld unter Politikern, Militärs und Geistlichen aufgeteilt, während die Bevölkerung nur sehr eingeschränkt am politischen und wirtschaftlichen Leben teilhat. Man hat ihr quasi das Bürgerrecht auf freie wirtschaftliche und politische Betätigung entzogen.

Aber den Menschen im Land bleibt nicht verborgen, was in der Welt um sie herum vorgeht. Der Rückstand bei Wachstum und Entwicklung, in den ihr Land während der vergangenen Jahre geraten ist, sorgt national für Trostlosigkeit und Enttäuschung. Perspektivlosigkeit und Verzweiflung angesichts rasch aufeinanderfolgender Krisen sowie die Erfahrung, aus dem gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen zu sein und verachtet zu werden, sind die bedeutendsten Faktoren, die Menschen hierzulande in den Suizid treiben.

Unsere Machthaber wecken nicht nur keine Zuversicht mehr, sie verstärken die allgemeine Hoffnungslosigkeit täglich noch durch ihr verheerendes, gegen das eigene Volk gerichtetes Handeln. Folglich sehen junge Menschen, Intellektuelle und Andersdenkende, die unfähig sind, die ökonomischen, sozialen und kulturellen Entbehrungen zu verkraften und die Sackgassen zu überwinden, in die die Machthaber sie führen, bisweilen nur noch den Suizid als Ausweg. Laut Statistiken werden in Iran täglich dreizehn Suizidversuche begangen, überwiegend von Menschen im Alter zwischen fünfzehn und fünfunddreißig Jahren. Aus diesen Zahlen geht auch hervor, dass im jährlichen Durchschnitt 125 von 100.000 Menschen aller Altersgruppen im Land versuchen, sich selbst zu töten. Pro Tag lassen sechs von ihnen tatsächlich ihr Leben.

In den letzten Tagen seines Lebens im Krankenhaus sagte Jan Palach zu den beiden Freunden, die sich geschworen hatten, sich nach ihm selbst zu verbrennen: „Bitte lasst es sein. Es tut höllisch weh.“ Und doch inspiriert seine Tat noch heute junge Menschen – weil sie keinen anderen Ausweg aus Unterdrückung und Ungerechtigkeit mehr sehen als den, sich zu opfern, auf die schmerzhafteste Art, durch Selbstverbrennung.

Aus dem Persischen von

Jutta Himmelfreich.

Amir Hassan Cheheltan lebt in Teheran.

Sein jüngster Roman, „Die Rose von Nischapur“, erschien bei C. H. Beck.

Feuilleton



Von göttlicher Kraft durchdrungen: Hildegard von Bingen ließ den Kosmos als Ei darstellen.

Foto Abtei St. Hildegard, Rüdesheim-Eibingen

Marx war ein Fan von Darwin

Eine Berliner Ausstellung verbindet „Natur und deutsche Geschichte“

Im Jahr 1825 zeichnete Johann Gottfried Tulla eine erstaunliche Landkarte. Sie zeigt einen Abschnitt des Rheins mit jeder seiner Schlaufen und Schlingen, jedem Bruch, jeder Aue. Äcker sind gestrichelt, Wälder grün getupft, die Bäume werfen sogar Schatten. Quer durch die detailversessenen dokumentierte Flusslandschaft zieht sich fingerdick ein roter Streifen: Der mäandrierende Strom, zum Kanal gebändigt dank Tullas Ingenieurskunst.

Die Zeichnung hängt in der Ausstellung „Natur und deutsche Geschichte“ im Pei-Bau des Berliner Deutschen Historischen Museums. Die Ausstellungsmacher hatten die gute Idee, sie noch einmal nachzubilden als Objekt zum Anfassen, bei dem man den alten und den neuen Flussverlauf mit Fäden selbst legen und dem eigenen Staunen über die Machbarkeitsphantasie nachspüren kann, die in jahrzehntelanger Arbeit Wirklichkeit wurde. Als Tullas Projekt 1876 abgeschlossen war, war der Rhein achtzig Kilometer kürzer.

Wenn man bei der Rheinbegradigung ankommt, hat man knapp 600 Jahre der chronologisch angelegten Ausstellung schon hinter und gut 200 noch vor sich. Spätestens an dieser Stelle wird klar, was die Schau nicht erzählt – und warum das schade ist. Die Industrialisierung, an deren Anfang die Rheinbegradigung steht, stellt einen Wendepunkt im Naturverhältnis dar, das die Ausstellung in seinen unterschiedlichen Ausprägungen vom Mittelalter bis in die Siebzigerjahre des 20. Jahrhunderts beleuchtet. Es ist der Moment einer Kraftumkehr. Bis dahin wurden der Natur ihre Ressourcen abgerungen. Durch den nun eingeleiteten Quantensprung in der Energieerzeugung durch Verbrennung fossiler Reste früheren Lebens potenzieren sich die Möglichkeiten ihrer Indienstnahme. Die Vorstellung, der Mensch stehe außerhalb der Natur, scheint sich zu bestätigen. Heute ist klar, dass das ein Irrtum war. Das Erdsystem hat auf die Übernutzung reagiert. Die Konsequenzen der Idee, Natur lasse sich unendlich nutzen, schreiben nun selbst Geschichte, beeinflussen Lebenschancen, Migrationsströme, Kriege.

Die Ausstellung aber bleibt mit ihren zwei Dutzend Fallbeispielen gewissermaßen selbst in der traditionellen Perspektive: Natur ist hier etwas, auf das man ein historisches Fenster öffnen und wieder schließen kann. Horizontweiternd sind die Blicke durch diese Fenster dennoch, gerade weil es nicht das Erwartbare ist, das man zu sehen bekommt.

So geht es beim Mittelalter nicht um Bestiarien mit Einhornern oder um Hexenprozesse, in denen angebliche Handlangerinnen des Teufels für Naturkatastrophen verantwortlich gemacht wurden. Gezeigt

wird vielmehr ein frühes Beispiel dafür, dass die Tragik der Allmende keine sein muss. Die Obrigkeiten und Zünfte rund um den Bodensee praktizierten vom 14. Jahrhundert an eine nachhaltige Verwaltung der geteilten Ressource Fisch. Festgelegt wurden Höchstmengen beim Fang und ein beschränkter Einsatz besonders ergiebiger Fangwerkzeuge. 1536 wurde ein Vertrag geschlossen, der mit insgesamt 93 Artikeln keine Schlupflöcher ließ.

Die frühe Neuzeit wird mit der Unternehmerfamilie Fugger eingeleitet, die die wachsenden Möglichkeiten internationalen Warenaustauschs und des Zugriffs auf Rohstoffe für sich zu nutzen wusste. Zuerst handelte man mit Barchent, einem Mischgewebe aus Leinen und Baumwolle. Dann wurde der Abbau von Metallen zum wichtigsten Geschäftsfeld. Die Neuausrichtung des Unternehmens machte sogar das Königreich Portugal zum Abnehmer, das Metalle beim Handel mit Indien gut gebrauchten konnte.

Von den Fugger – wie alle Kapitel vorwaldgrünen, zum platzsparenden Hexagon arrangierten Stellwänden präsentiert – fällt der Blick auf einen ausgestopften Wolf. Während der Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs wurden die vermehrt vorkommenden Wölfe laut Texttafel zum Symbol brutaler Gewalt. Auch hier zeigt sich, wie ein allzu eng gefasster historischer Ausschnitt episodisch bleiben lässt, was ein Exponat vermitteln könnte. Am Wolf, der so erbittert verfolgt wurde, dass es ihn in Deutschland von der Mitte des 19. Jahrhunderts an nicht mehr gab, ließe sich mehr erzählen. In ihm exemplifiziert sich eine Naturvorstellung, die bis heute fortwirkt: Sie erklärt Natur zum Anderen, Fremden, das in dem vom Menschen beanspruchten Raum nur zugelassen wird, wenn es ihm von Nutzen ist.

Alexander von Humboldt kontierte diese Sichtweise mit einem zu seiner Zeit revolutionären Naturbild, das die Wissenschaft seitdem bestätigt hat. Kaum zu glauben, dass die Ausstellung ohne seine Theorie vom Netzwerk des Lebens auskommt, in dem jedes Glied eine Funktion hat. Zum Kronzeugen der Verwissenschaftlichung des Naturbegriffs, der mit dessen politischer Vereinnahmung einherging, wird Ernst Haeckel: Zoologe, Zeichner, Verfechter der Evolutionstheorie mit ordentlich rassistischem Einschlag. Otto von Bismarck, dem die Abstammungslehre nicht geheimer war, schmeichelte er, indem er ein Strahlentierchen nach ihm benannte. Fortan erhielt Haeckel vom Reichskanzler Geburtstagstelegramme. Dass die Evolutionstheorie von rechts wie links auf ihre Übertragbarkeit geprüft wurde, zeigt eine weitere Korrespondenz. Einen bewun-

dernden Brief von Karl Marx an Darwin – Marx sah von dessen Werk seine Thesen untermauert – beantwortete der Naturforscher mit einem diplomatischen Schreiben, dem man heute noch die Qual anmerkt, unverfängliche Worte zu finden.

Die zunehmende völkische Instrumentalisierung dessen, was „Natur“ und somit „natürlich“ sei, kulminierte im Nationalsozialismus. Hier richtet die Ausstellung den Fokus auf eine finstere Personalie: Der Ornithologe Günther Niethammer, Wachmann in Auschwitz, wurde für vogelkundliche Forschung freigestellt, die in den Aufsatz „Beobachtungen über die Vogelwelt von Auschwitz“ mündete. Niethammers „Handbuch der deutschen Vogelkunde“ war voller rassenideologischer Begrifflichkeiten, was eine Nachkriegskarriere am Bonner Naturkundemuseum indessen nicht verhinderte.

Im letzten der fünf Abschnitte der Schau sind wir im Kalten Krieg. BRD und DDR antworteten auf steigenden Energiebedarf mit dem Bau von Kohle- und Atomkraftwerken, stellten die Landwirtschaft mit Monokultur und Massentierhaltung in den Dienst der Produktionssteigerung. Interessant, dass die Abkehr von traditionellen bäuerlichen Strukturen in Ostdeutschland unersrockener kommuniziert wurde: Ein DDR-Kinderbuch zeigt einen nüchternen Stall und an Melkmaschinen angeschlossene Kühe, eines aus der BRD Rinder vor einem urigen Bauernhof.

Das letzte Exponat ist eine Fotografie, auf der Hans-Dietrich Genscher mit zwei Jugendlichen das Brettspiel „Toxifax“ spielt, bei dem es um Umweltverschmutzung geht. Das Bild ist von 1973. Man wolle mit der Ausstellung über die aktuelle Fokussierung auf Themen des Umwelt- und Naturschutzes hinausgehen, sagte DHM-Präsident Raphael Gross beim Eröffnungsrundgang. Dennoch wäre es im Sinne des Ausstellungskonzepts gewesen, noch ein Fenster in eine Gegenwart zu öffnen, die ihre Vorstellung von der Natur nicht mehr trennen kann vom Wissen um deren Bedrohung. Es hätten gar nicht die Proteste im Hambacher Forst sein müssen oder festgeklebte Mitglieder der Letzten Generation. Im Einklang mit dem Ausstellungsuntertitel „Glaube – Biologie – Macht“ hätte es auch die 2015 veröffentlichte Enzyklika „Laudato Si“ sein können: Ein Papst mahnt zur Erhaltung der Schöpfung und beruft sich dabei – keine Selbstverständlichkeit – auf die Wissenschaft. PETRA AHNE

„Natur und deutsche Geschichte.

Glaube – Biologie – Macht“ im Deutschen Historischen Museum, Berlin, bis 7. Juni 2026. Das Begleitbuch kostet 28 Euro.



Oberwasser

Von Michael Hanfeld

Meta hat Oberwasser. Das Bezirksgericht in Washington hat entschieden, dass der Facebook-Konzern nicht aufgespalten wird. Die Plattform Instagram und der Messenger Whatsapp bleiben dem Monopolisten erhalten, weil es der US-Handelsbehörde, der Federal Trade Commission (FTC), nach Ansicht des Richters James Boasberg nicht gelang, den Nachweis zu führen, dass es sich bei Meta um einen eben solchen Monopolisten handele. Der Wettbewerb in der digitalen Welt, meint der Richter, sei so ausgeprägt, die Verhältnisse auf dem Markt änderten sich so schnell, dass man von einer vorherrschenden Stellung Metas nicht sprechen könne. Damit macht es sich der Richter sehr einfach. Bei einer solch oberflächlichen Betrachtung hat nicht nur Meta freie Fahrt, dem ebenso ausgreifenden Konzern Alphabet sind dann auch keine Grenzen mehr zu setzen. Facebook, hielt die Handelsbehörde FTC fest, deren Klage auf das Jahr 2020 zurückgeht, habe zwischen 2016 und 2020 bei täglich aktiven Nutzern auf Smartphones einen Marktanteil von 80 Prozent, auf dem PC einen von 98 Prozent gehabt, bis heute seien diese Anteile nicht unter 70 Prozent gesunken. In den Augen des Richters zählt das für die Situation hier und heute nicht. Mit Blick auf den Zeitraum kann man das nachvollziehen. Ein solches Verfahren dauert viel zu lange und läuft der Aktualität hinterher. In der Gegenwart aber ist Meta wie Alphabet zwar von neuen KI-Konzernen wie Open AI herausgefordert, aber längst dabei, seine Vormachtstellung noch auszubauen. Von einem fairen Wettbewerb keine Rede. Verändert haben sich indes die politischen Vorzeichen. 2020, als die FTC die Klage anstrebte, befand sich Donald Trump in seiner ersten Amtszeit als US-Präsident und legte sich mit den Silicon-Valley-Giganten an, die ihm zu „woke“ waren. Am 7. Januar 2021, einen Tag nach dem Sturm aufs Kapitol, sperrte Facebook sogar seinen Account, auf dem er, wie auf anderen Kanälen, das Märchen verbreitete, ihm sei die Wahl „gestohlen“ worden. Diese Konfrontation ist Geschichte. Heute sind die US-Digitalkonzerne nicht mehr „woke“, sie scheuen sich nicht mehr um ihre Verantwortung für einen demokratischen Diskurs, sie sind MAGA durch und durch. Trump kann es also nur recht sein, dass Meta nicht aufgespalten wird. Für die Europäische Union und für Deutschland bedeutet das Urteil aus Washington, dass die US-Digitalkonzerne noch breitbeiniger auftreten und jeden Versuch, sie rechtsstaatlichen Regeln zu unterwerfen, mit noch mehr Verve bekämpfen werden. Was das heißt, kann man in Australien sehen, wo im Dezember das Social-Media-Verbot für unter Sechzehnjährige in Kraft tritt. Man wolle die Altersbeschränkung ja gern durchsetzen, sagt Meta, aber klappen werde das nicht. Nicht weil der Konzern es nicht kann, sondern weil er nicht will, würden wir sagen. Die haben Oberwasser.

Bayerische Kunstpreise

Dass der bayerische Ministerpräsident Söder und sein Kultusminister Blume gerne Preise verteilen, ist bekannt, die acht bis auf den Ehrenpreis jeweils mit 10.000 Euro dotierten Kategorien des Bayerischen Kunstpreises sind selbst für sie viel. Der Ehrenpreis des Ministerpräsidenten also geht an den scharfen Ministerpräsidenten-Kritiker und Kabarettisten Gerhard Polt, jener für „Kreatives Schaffen“ an die Schriftstellerin Tanja Kinkel. Die beste Stimme Bayerns 2025 besitzt den neun Juroren zufolge der Regensburger Sänger Benjamin Appl, die meiste „Innovation“ soll das 2024 eingeweihte Bergson Kunstkraftwerk in München bieten, wo die Preisverleihung auch stattfindet. Bayerns „Kulturbotschafter“ der Herzen ist verdientermaßen Christoph Kürzeder als Direktor des Diözesanmuseums Freising. Zur besten Schau 2025 wurde „Inside Other Spaces“ im Haus der Kunst gekürt, zur besten Bühne das Theater Pfütze in Nürnberg. Als „Besonderer Ort“ gilt der Jury die malerische Burg Ranfels im Bayerischen Wald, als vollendete Performerin Polina Lapkovskaja genannt Polly. S.T.